Der Fall Brangwyn.

(Kriminalroman von David Christie Murray.)

(23. Fortsetzung.)

Auf der andern Seite der verschlossenen Mitteltür traf unterdessen Alexis hastige Vorbereitungen zur Flucht. Der erste fürchterliche, lähmende Schrecken war einer zitternden Energie gewichen. Handeln — nur handeln — nicht wehrlos sein — sich nicht fangen lassen — — entfliehen — — das war jetzt der einzige Gedanke, der ihn beherrschte.

Leise, vorsichtig, damit ja kein Geräusch dem im Nebenzimmer harrenden Diener verrate, daß im Schlafzimmer etwas Ungewöhnliches vorgehe, zog er den schweren Koffer aus der Ecke, den er überall auf Reisen mit sich nahm, und öffnete geräuschlos das diebessichere Yaleschloß. Dieser Koffer hatte an den Innenwänden und am Boden geschickt angebrachte geheime Hohlräume, die sich nur durch Druck auf verborgene Federn öffneten. Sie waren mit Banknoten der Bank von England und der Bank von Frankreich gefüllt...

Seit Jahren schon hatte Alexis jede Einzelheit seiner Flucht vorbereitet, und es war immer schon seine Absicht gewesen, nach Frankreich zu entfliehen, wenn sein Verbrechen entdeckt werden sollte. Fast lächelte er, wenn er sich überlegte, wie gut es doch der Zufall mit ihm gemeint hatte, der diese Schreckensnachricht ihn gerade in Paris ereilen ließ! Nirgends konnte er sich so gut verbergen, so in der großen Masse untergehen, wie in dem Lande, dessen Sprache er wie ein Eingeborener sprach — ja, dessen Dialekte er sogar beherrschte. Er wollte vergessen, daß er je ein Engländer gewesen war — ein Franzose wollte er werden. Hastig stopfte er die Banknoten in eine lederne Aktenmappe. Es war ein ungeheurer Betrag; über sechzigtausend Pfund Sterling, in englischem Gelde zur Hälfte, in Tausend-Frank-Banknoten zur anderen Hälfte. Für die finanzielle Seite war gesorgt. Seit dem Zeitpunkt der Entdeckung der Leiche in der Agar-Allee durch Billery war keine Woche verstrichen, ohne daß Alexis diesem geheimen Geldschatz, auf dem eine neue Zukunft sich aufbauen sollte, neue Summen hinzugefügt hätte. Seinem Bankier gegenüber motivierte er den ungeheuren Bedarf an Bargeld damit, daß er sich mit Spekulationen beschäftige. Sechzigtausend Pfund Sterling standen ihm zur Verfügung. Der Rest des ererbten Vermögens freilich ging ihm verloren, aber mit sechzigtausend Pfund ließ es sich schon leben!

Banknotenpäckchen auf Banknotenpäckchen stopfte er in die Tasche. Fast wollte es ihm scheinen, als dürfe er froh sein, als sei nun der Höhepunkt der Angst von vielen Tausenden von Tagen und vielen Tausenden von Nächten überschritten — als trete er in ein neues Leben hinaus, ein Freier, der den Schrecken vergangener Zeiten vergessen darf. In diesem Schlafzimmer heute starb Alexis Brangwyn. Der aus diesem Schlafzimmer trat, war ein anderer.

Mit festen Schritten trat er zum Toilettentisch.

War doch jede Einzelheit überlegt, jeder Schritt wohl überdacht seit langer Zeit. Das war nicht schwer gewesen für einen Künstler, einen Mann von lebendiger Einbildungskraft und diszipliniertem Denken, einen Mann, der überdies vor Jahren die Marotte gehabt hatte, neben seiner künstlerischen Ausbildung Medizin zu studieren. Seine Verkleidung sollte ebenso einfach wie wirksam sein!

Er entnahm einer Schublade ein ledernes Etui, das verschiedene Fläschchen enthielt, mit farblosen Flüssigkeiten gefüllt; ein vorzügliches Mittel zum Bleichen der Haare, das er selbst erfunden hatte. Mit großer Sorgfalt bürstete er sich Haare und Bart mit den verschiedenen Flüssigkeiten und wußte, daß er nach einer zweiten Dosis und nach Ablauf von höchstens sechsundreißig Stunden das graue Haar und den weißen Schnurrbart eines alten Mannes haben würde. Das veränderte wirksamer und unauffälliger als ein Abrasieren des Schnurrbarts oder ähnliche Mittelchen. Die Fläschchen und das Schwämmchen steckte er ebenfalls in die Aktentasche.

Dann ging er noch einmal zum Koffer und vertauschte ein winziges Fläschchen, das er in der Westentasche trug, mit einem ganz ähnlichen Fläschchen in einem der Geheimfächer. Ein Schatten überflog sein Gesicht, als er es einsteckte, denn diese kleinen Fläschchen bedeuteten die letzte Zuflucht — die letzte Rettung! Sie enthielten Zyankali. Und das Fläschchen im Geheimfach war ein frisches, erst vor kurzem angefertigtes Präparat. Sein Inhalt tötete wie ein Blitzschlag...

Er sah sich nachdenklich im Zimmer um. Nein, außer dem Geld würde er nichts mitnehmen... Mit einemmal änderte sich seine Stimmung, und eine solche Schwäche kam über ihn, daß er sich setzen mußte.

War man ihm etwa schon auf den Fersen?

Er trank das Glas Whisky aus, das er sich aus dem Wohnzimmer mit herübergenommen hatte, zündete sich eine Zigarre an und überlegte. Aloysius — was würde Aloysius tun? Vermutlich — Alexis schauderte — hatte er das Telegramm nur deshalb abgesandt, um ihm Gelegenheit zu geben, sich noch zur richtigen Zeit eine Kugel durch den Kopf zu schießen! Nun, zum Sterben blieb immer und in jedem Falle noch genug Zeit. Aber eine wie lange Frist würde Aloysius ihm geben? Er zog das Telegramm aus der Tasche und sah nach Datum und Stunde: London Westend, 14 Oktober, 6 Uhr 40 Minuten abends! Jetzt war es neun Uhr vormittags...

Er durfte keine Zeit mehr verlieren! Wenn Aloysius sich einmal entschlossen hatte, zu seiner eigenen Verteidigung jenes furchtbare Dokument zu gebrauchen, das er ihm damals abgezwungen hatte, so nahm er sicherlich keine Rücksichten mehr. Er durfte nicht darauf rechnen, daß Aloysius noch vierundzwanzig Stunden schwieg. Es wäre Wahnsinn gewesen, damit zu rechnen!

Alexis sprang auf, schob den Türriegel zurück und trat ins Nebenzimmer, die Mappe unterm Arme.

„Georges!"

„Monsieur befehlen?"

„Hole mir sofort einen Wagen — einfachen Fiaker!"

„Sofort, Monsieur."

„Noch einen Augenblick, Georges. Ich werde wahrscheinlich erst spät abends zurückkommen. Ich gebe Ihnen heute frei."

„Danke, Monsieur."

Stundenlang fuhr Alexis nun in Paris umher und wechselte dabei fortwährend seinen Fiaker. Die erste Fahrt galt einem der riesigen Herrenmagazins auf den Boulevard des Italiens. Dort equipierte er sich neu vom Kopf bis zu den Füßen, kaufte Anzüge, Wäsche, einen Koffer und ließ alles nach einem kleinen Hotel im Quartier Latin senden. Er wollte auch äußerlich durch keine Einzelheit der Kleidung den Engländer verraten. Dann fuhr er nach dem Hotel im Quartier Latin, bestellte dort ein bescheidenes Zimmer und trug sich als „Georges Riposte, Journalist, Lyon". ein. Vor vielen Jahren, während seiner Studienzeit, war er manchmal dort abgestiegen. Dann eilte er, immer mit einem Fiaker, von Bank zu Bank, von Wechselgeschäft zu Wechselgeschäft und wechselte die englischen Banknoten in kleinen Posten gegen französische um . . .

Es war spät nachmittags, als er in das Hotel zurückkam. Wider Willen mußte er lächeln, als der Besitzer des Hotels selbst ihm sein Zimmer zeigte und ihn geschwätzig bediente. Ach ja, dieses Paris! In Paris, das so gar nichts respektierte, hatte man vor einem wenigstens noch eine höllische Hochachtung, und dieses eine war ein Journalist . . . Immerhin, das kleine Intermezzo bewies ihm, daß er im ersten Anfang schon einen Fehler begangen hatte. Ein Journalist fällt auf! Um einen Journalisten kümmert man sich im zeitungsregierten Frankreich! Nein, völlig farblos und unauffällig mußte er in Auftreten und Beruf sein, um völlig in der großen Masse zu verschwinden. Ein Reisender. Ein Kaufmann. Einer der vielen gleichgültigen Menschen mußte er werden, die in gleichgültigen Geschäften das Land bereisen. Nicht zu viel Geld durfte er ausgeben — auch nicht zu wenig . . . Denn reisen mußte er. Fortwährend. Nirgends länger als vierundzwanzig Stunden bleiben, um der fortwährenden Gefahr zu entgehen, die ihn bedrohte, weil er keine Legitimationspapiere besaß. Kleine Städte nur aufsuchen. Und waren dann erst einige Wochen vergangen, so konnte er eines der großen internationalen Zentren aufsuchen, Brüssel oder Marseille oder Nizza oder Monte Carlo, und dort hübsch geduldig und vorsichtig nach einem Helfer aus der internationalen Zunft der Spitzbuben Ausschau halten, die für Leute mit einigen tausend Franks stets die wunderschönsten und echtesten Pässe Gott weiß woher besorgen können.

Er bestellte sich einen Petit absinthe, zündete sich eine Zigarette an und kleidete sich sorgfältig um. Der Handkoffer war bald gepackt. Einen Augenblick lang überlegte er noch, ob es nicht gewagt sei, seine englischen Kleider im Hotel zurückzulassen, entschied aber dann, daß das sehr gleichgültig sei. Die Tatsache, daß er seine Flucht von Paris aus angetreten hatte, mußte der englischen Polizei sowieso bekannt werden. Um sechs Uhr fuhr er zum Bahnhof und löste sich eine Fahrkarte für den Personenzug nach Lille (er hielt das Benutzen eines Personenzuges für unauffälliger), der Paris um 6 Uhr 30 Minuten abends verließ.

Und während dieser Fahrt nach Lille begann das große Grauen vor sich selbst und seiner Tat, das Alexis Brangwyn nie wieder verlassen sollte.

Der Zug war nur schwach besetzt, und er saß allein im Coupé. Er rauchte, er las in den Zeitungen, die er sich noch auf dem Bahnsteig gekauft hatte, er versuchte zu schlafen. Aber so sehr er sich auch bemühte, nicht daran zu denken, daß er ein Flüchtling war, auf den drüben im Lande über dem Aermelkanal der Galgen wartete, so gelang es ihm doch nicht einmal einen Augenblick lang, das Grauen von sich abzuschütteln. Er sah Aloysius vor dem Untersuchungsrichter, hoch aufgerichtet, bleich — er sah ihn das verdammende Dokument aus dem Portefeuille ziehen — er sah das Erstaunen des Richters — die Aufregung in den Bureaus der Kriminalpolizei — er hörte Anweisungen abgegeben — sah Telegramme abgesandt . . .

Wie ein lebendes Bild sah er den Klubraum vor sich mit den vielen Männern, die alle seine Freunde gewesen waren, sah sie entsetzt aufspringen, auf ein Zeitungsblatt starren, hörte sie rufen — Alexis Brangwyn — der Mörder — von der Polizei gesucht — Detektive auf seiner Spur — — zuletzt in Paris gesehen. — —

Da war Billery, der entgeistert seine Frau anstarrte und nun auf einmal begriff, daß jener geöffnete Gashahn von damals kein Zufall gewesen war . . . und Lilian, weinend, entsetzt, voller Abscheu. — —

Es war eine fürchterliche Fahrt.

Alexis erlebte im Traum die schauerliche Prozession aus der Zelle zum Galgengerüst, sah, wie der Henker dem Verurteilten die Hände auf den Rücken band und die Füße fesselte, hörte den Priester Sterbegebete murmeln, sah den Verurteilten auf die Plattform getragen. Dann zog ihm der Henker eine weiße Mütze über das Gesicht, befestigte mit geschickten Griffen die Schlinge um seinen Hals, daß der dicke Henkersknoten auf die Wirbelsäule zu liegen kam, zog an einer Schnur. — — Ein dröhnender Fall durch die geöffnete Falltüre, ein Vibrieren des Seils, eine zuckende Masse. — —

Mit einem gellen Schrei erwachte Alexis.

* * *

Kreuz und quer durch Frankreich führte die Flucht. In den Midi, in die Normandie, nach dem Süden — kaum ein Departement gab es, das er nicht berührte. Ein ruheloses Dahinjagen. Auf Seitenlinien der Eisenbahnen, dann wieder zurück zu Hauptlinien, dann wieder abzweigend. Nirgends blieb Alexis länger als vierundzwanzig Stunden, meistens nur eine einzige Nacht; denn immer bedrohte ihn das Gespenst des Gendarmen, den der Zufall ins Hotel führte und der, harmlos genug, nach Monsieurs Paß fragte . . . Fortwährend wechselte er den Namen. Bald gab er sich für einen Pariser aus, bald als Südfranzosen.

Und endlich kam er in das Städtchen Grasse — ein Engländer, der entsetzliches Französisch mit einem schauderhaften Cockney-Akzent sprach, ein Londoner Geschäftsmann, der hier die Parfümerien einkaufen wollte, die das Städtchen weltberühmt gemacht haben. Hier, im Städtchen Grasse, endete die Flucht des Mörders.

Als Alexis sich sein Zimmer anweisen ließ, reichte ihm der höfliche Kellner, der von dem englischen Monsieur ein englisch reiches pour boire erwarten mochte, eine Londoner Zeitung.

„Oh, merci beaucoup" — — sagte der Mann mit dem gräßlichen Cockney-Akzent gleichgültig.

Mechanisch überflog er die Zeitung, als der Kellner gegangen war und wurde aschenfahl, als ihm aus der fettgedruckten Ueberschrift der zweiten Spalte die Worte entgegenleuchteten:

Das Geheimnis gelöst!

(Fortsetzung folgt.)

Die „wirkliche Hofstickerin".

Königin Luise schrieb einmal an ihren Gatten den folgenden Brief:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König und Herr!

Unter den vielen Bittschriften, die Ihre Königlichen Majestäten täglich bekommen, möge Gott der Herr wollen, daß diese mit einem gnädigen Blick beleuchtet werde, damit meine alleruntertänigste, demütigste, wehmütigste Bitte nicht unbefriedigt bleibe. Hierbei liegende Strümpfe sollen als Proben meiner Geschicklichkeit und der Strickerkunst zum Beweise dienen und mir hoffentlich mein Gesuch zu erlangen helfen, es besteht nämlich darin: daß Ihro Majestäten die Gnade für mich hätten und mir zukünftig alle dero Strümpfe stricken lassen und mir dabei den Titel als wirkliche Hofstrickerin allergnädigst erteilen ließen.

Diese hohe Gnade würde ich all mein Leben in tiefster Untertänigkeit erkennen und mit dankbarem Herzen ersterben, Ew. Königl. Majestät

als untertänigste Magd
und Untertanin
Luise."

Der große Moment.

Humoreske von Bruno Wolfgang.

Endlich habe ich geerbt. Es war höchste Zeit, denn lange hätte ich es im Dienste des guten Vaters Staat nicht ausgehalten. Nun kann ich tun und lassen, was mir gefällt. Ich werde aus dem Bureau austreten und als vornehmer Mann leben. Aber nicht gleich. Ich will die Süßigkeit des Abschieds durchkosten bis zur Neige — ich will mit Gestank abfahren wie der Teufel. Mein Chef muß platzen und die Gallenblase des Präsidenten muß Schnellpolka tanzen.

Ich bin im Präsidialbureau. O, das ist etwas Feines. Man hat im Zimmer einen Teppich und am Leib einen schwarzen Rock. — Im Nebenzimmer, hinter der Tapetentür, sitzt mein Chef, der Herr Rat, von dem jeder, wenn er ihn sieht, glauben muß, das kann nur der liebe Gott sein oder zumindest der Mann, der das Pulver erfunden hat. — Ja, es ist sehr vornehm im Präsidialbureau. Nur ich bin nicht vornehm. — Man hat mich auf diesen Platz gesetzt, weil ich der Magerste bin und einem Diplomaten gleichsehe, doch ohne dessen Bezüge. — Meine Bezüge sind außerordentlich schäbig. — Deshalb muß ich mir die Präsidialnoblesse zusammenpumpen. Ich muß es tun, denn der Chef hält sehr viel auf Repräsentation.

Ich muß immer alle Besuche mindestens eine halbe Stunde warten lassen, damit sie staunen, wie viel der Chef zu tun hat. Dann muß ich immer eine sorgenschwere Miene machen, geschäftig herumschießen und geheimnisvoll reden, als ob ich etwas Besonderes wüßte. — Ich muß den ganzen Tag im Bureau sein und auf irgend etwas warten, was nie eintrifft. — Wenn irgend eine Klingel ertönt, muß ich springen wie ein Kanguruh, das den Bauch voll Geheimakten hat. — Briefe an hohe Herrschaften muß ich schreiben, in alten Folianten herumwühlen, kleine Nasen überbringen und viele ähnliche Sachen.

Das werde ich nun alles los werden. — Nur mein Späßchen will ich noch haben.

Also, das mache ich so. Am Mittwoch ist Empfangstag. Ich komme früh ins Bureau mit einem Jägerhemd und Umgehängtragen. — Die Krawatte ist mir leider heruntergefallen. An der Weste habe ich nur einen Knopf. Der Rock ist uralt, geflickt und viel zu eng. Die Hose hat herausgebohrte, glänzende Knie und unten Fransen.

Das Prachtstück sind die Schuhe. — Die haben keine Absätze, dafür aber herunterhängende Sohlen und vorn kann ich die Zehen herausstecken und damit spielen.

So ausgerüstet nehme ich im Präsidialbureau meinen Platz ein und rauche mir eine Zigarre an, welche drei Pfennig kostet und höchstens zum Ausräuchern von Füchsen verwendet werden sollte. — Kein besserer Fuchs wird diesen Rauch vertragen.

Ich rauche eine Weile und schneide mit der Scheere die Ecken von den Akten ab. — Dann bringe ich in einen dickleibigen Akt ein wenig Verwirrung, indem ich bei den meisten Ziffern und Aktzahlen aus den Nullen Neuner und aus den Sechsern Nullen mache. — So unterhalte ich mich eine Weile ganz gut.

Dann kommt der Baron Meyer, mit welchem unsere Behörde sehr große Geschäfte macht. Er ist sehr nobel. Ich setze mich in Position mit übereinander geschlagenen Beinen und frage: „Was wünschen Sie, lieber Herr?" Dabei schnippe ich leutselig mit der großen Zehe des linken Fußes und der Nebenzehe, die gerade neugierig hervorgucken. — Der Baron ist offenbar ein Mensch von etwas steifen Manieren. Er schneidet ein Gesicht und fragt hochnasig, ob der Rat da ist. Ich sage: „Aber ja, gehen Sie nur hinein, aber bitte, ohne anzuklopfen."

Der Baron geht hinein, ich höre nichts und verzehre einstweilen mein Frühstück, bestehend aus drei recht käsigen Quargeln und einem älteren Jahrgang Extrawurst, dazu eine Brotrinde. Es schmeckt vorzüglich und ich befinde mich sehr wohl.

Auf einmal kommt der Baron wieder heraus und sagt mit sonderbarem Lächeln:

„Entschuldigen Sie, der Herr Rat ist gerade sehr mit Nachdenken beschäftigt, so daß er meine Gegenwart gar nicht bemerkt. Möchten Sie vielleicht die Güte haben, ein wenig zu vermitteln?"

„Warum nicht," erwiderte ich freundlich und gehe hinein. Ah, das ist aber merkwürdig. Der Rat sitzt in seinem Lehnstuhl und schläft wie ein Nachtwächter. — Jetzt verstehe ich, warum ich den Auftrag habe, niemanden unangemeldet einzulassen. — Ich schaue in die Sonne, die durch das Fenster hereinlacht, da juckt es in der Nase, und Hapitschi — niese ich wie eine Kanone.

Der Rat fährt auf, als ob er ein Torpedo verschluckt hätte. — Dabei wirft er die Tinte um und befleckt ein Majestätsgesuch. — Sein Gesicht allein ist mehr, daß man fünf Jahre ohne Adjutum dient.

Er stottert: „Habe die Ehre, Herr Baron. Platz zu nehmen. Wahnsinnig viel zu tun. Unwohlsein."

Der Baron lächelt. Der Rat sieht mich wütend an. Seine Augen treten hervor wie Galläpfel. Aber er sagt nichts mehr. — Der Baron lächelt merkwürdig und macht nichts als: „Tjäh". Ich mache eine Verbeugung, wobei mir ein Blechknopf abspringt und unter den Tisch rollt. — Der Baron hält sich die Hand vor das Gesicht. Ich halte meine Hose fest und verschwinde.

Die Unterredung dauert nicht lange. Der Baron geht, schnuppert noch einmal in meinem Zimer, der Geruch scheint ihm nicht zu passen. Dann ist er fort.

Gleich darauf kommt der Rat herausgeschossen: „Wie können Sie den Herrn unangemeldet bei mir eintreten lassen? Warum haben Sie ihn nicht warten lassen? Ich kenne mich ja nicht aus vor Arbeit."

„Das wollte ich eben dem Herrn Baron erklären. Er meinte, Herr Rat hätten geschlafen. Ich wollte ihm gerade auseinandersetzen, daß dies keinen Schlaf, sondern die äußere Form des Dienstes höherer Rangklassen darstellt. — Leider mußte ich niesen."

„Für eine solche Dienstleistung danke ich bestens," zischt der Rat und mustert mich von oben bis unten.

„Auch scheinen Sie, Herr Doktor, vom standesgemäßen Benehmen eines Beamten keine Ahnung zu haben."

„Das tut mir aber unendlich leid. Sollte ich in irgend einer Weise die Unzufriedenheit des Herrn Rates erregt haben?"

„Wie sehen Sie denn aus? Am Besuchstag wagen Sie es, in diesem mehr als saloppen Aufzuge ins Bureau zu kommen, wo Sie doch mit besseren Leuten zu tun haben?"

„Ach so, daran habe ich nicht gedacht. Uebrigens ist dies leider mein einziger Anzug."

Ich ziehe mein Sacktuch, in welchem ich etwas Zwiebel habe, und führe es an die Nase. Meine Augen fangen an zu tränen und ich versetze meine Stimme in ein leichtes Vibrieren.

„Es ist mein einziger Anzug. Es sind meine einzigen Stiefel, mein letztes Hemd, meine einzige Unterhose. Ich bin Hof- und Staatspraktikant, wollen das Herr Rat gütigst bedenken."

„Ach was, Sie haben fünfundvierzig Mark monatlich. Das ist ein schönes Geld. Da brauchen Sie nicht so herumzulaufen."

„O, Herr Rath. Belieben gütigst auszurechnen, wieviel auf Stiefel und Kleider bleibt, wenn ich fünfzehn Mark für die Wohnung zahle und täglich nur um eine Mark Essen brauche."

„Es ist ein Skandal, ein Skandal," jammert der Rat. „Das kommt in die Zeitung. Wir sind kompromitiert durch Sie."

Ich zucke demütig die Achseln und sage nichts als: „Ja, leider, fünfundvierzig Mark . . ."

Der Rat schnuppert in der Luft wie ein Karnickel. „Hier riecht es aber sehr eigentümlich."

„Verzeihen, Herr Rat. Das ist mein frugales Mahl. Das karge Mahl eines Hof- und Staatspraktikanten. Quargeln und antiquarische Pferdewurst."

„Das ist ein Skandal," schnaubt der Herr Rat.

Ergeben murmele ich. „Ja, fünfundvierzig Mark . . ."

Der Rat verschwindet. Ich glaube, er will mich los werden. Seine Abwesenheit benütze ich, um einen schönen, wichtigen Geheimakt in den Ofen zu stecken. — Während er leise verglimmt, bedauere ich, daß ich nicht mehr dabei sein werde, wenn sie ihn suchen werden.

Ein Brief liegt da, welchen ich expedieren soll. — Er ist an eine ungeheuer hohe Persönlichkeit gerichtet und besagt in den Ausdrücken der tiefsten Ergebenheit, daß der von dem hohen Herrn empfohlene Beamte sicher angestellt werden wird, obwohl er nicht schreiben und lesen kann.

Ich stecke diesen Brief auch in den Ofen und schreibe einen anderen. Er lautet:

P. T.

Mit Bezug auf das lästige Schreiben vom 12. d. M. wird Ihnen mitgeteilt, daß das hohe Amt es nachgerade denn doch schon endlich einmal satt hat, sich mit der verdammten Protektionswirtschaft herumzuschlagen. — Wollen sich Euer Wohlgeboren anderswohin bemühen, wir brauchen nichts, wir sind schon mit Posel für die nächsten dreißig Jahre versehen. — Dies zur Darnachachtung.

Mit der nötigen Hochachtung
usw., usw.

Den Brief schicke ich gleich mit einem separaten Diener an den Excellenzherrn.

Kaum ist dies vollbracht, ertönt schon die Klingel des Präsidenten. — Ich bleibe sitzen.

Die Klingel ertönt noch einmal. Rasch, dreimal hintereinander. Schrill und wütend.

Ich bleibe sitzen und denke mir, jetzt hat er schon seinen Kopf rot wie ein Eidamer Käse.

Die Klingel beginnt nochmals zu rasen.

Jetzt setze ich mich langsam in Bewegung.

Der Präsident empfängt mich wie ein brüllender Löwe.

„Warum kommen Sie nicht augenblicklich, wenn ich läute?"

„Entschuldigen Herr Präsident ergebenst. Ich war draußen."

„Wo draußen?" schreit er.

„Nun draußen. Wie soll ich nur sagen? Es ist nicht standesgemäß, diesen Ort zu nennen."

„Dazu brauchen Sie so lange?"

„Verzeihen, Herr Präsident. Ich esse wenig, und habe daher wenig Uebung."

„Sie werden sofort das Präsidialbureau verlassen. Verstanden? Ich werde Sie der Registratur zuteilen."

„Das werden mir Herr Präsident doch nicht antun. Jetzt gerade, wo ich mir eine ganz neue Garderobe angeschafft habe."

Der Präsident betrachtet mich wütend und macht nichts als „Hä".

Ich sage mit zitternder Stimme: „Es bleiben mir nur jeden dritten Monat zwei Pfennig für Kleidung."

Der Präsident wallet und siedet und brauset und zischet. „Unerhörter Skandal. Sie sind ein freches Subjekt."

„Und Sie ein Dummkopf."

„Was sagen Sie da, Sie haben sich einer Amtsehrenbeleidigung schuldig gemacht!"

„Sie auch. Ich bin auch Beamter . . ."

„Aber das freche Subjekt kann ich beweisen."

„Und ich den Dummkopf. Das gleicht sich aus. Uebrigens habe ich nicht angefangen."

Der Präsident starrt auf mich wie ein wilder Stier.

Dann ergreift er das Tintenfaß. Ich nicht faul, springe auf den Tisch, daß die Akten im Zimmer herumfliegen, pariere mit einem Lineal das Tintenfaß und säbele dem Gegner die Perücke vom Kopf. Im Nu sind wir handgemein. — Aber ich bin flinker. Ich triege ihn bei seinem runden Schädel zu fassen und hämmere mit seiner Nase auf die elektrischen Taster, daß die ganze Dienerschaft zusammenläuft.

Da plötzlich, zu meinem Erstaunen, reißt der Kopf ab. Entsetzt lasse ich ihn fahren. Er plumpst zu Boden. Es dröhnt ein dumpfer Schlag. — Die Erde zittert — und ich bin erwacht.

Alles ist nur ein Traum. — —

Sonnenfinsternis.

Von Magda Trott.

„Die Kosaken kommen!" Wie ein einziger Aufschrei tönt's durch das kleine ostpreußische Dorf, furchtbar, schreckenerregend. Alles, was sich bisher zitternd und zagend in den strohgedeckten Hütten verborgen hat, stürzt hinaus, in wilder Hast, nicht nach rechts und links schauend, nicht der brennenden Augustsonne achtend, nur fort, geradeaus, stolpernd, schreiend, schluchzend — fort auf die Landstraße, um wenigstens das nackte Leben in Sicherheit zu bringen. Man reißt die auf der Straße arglos im Staube spielenden Kinder hoch, reißt sie mit fort — vergißt auch hier und da eines, das erst ganz fassungslos seine Kinderaugen umherschweifen läßt, dann aber zu weinen anfängt.

Die Kosaken kommen wirklich. Wie hungrige Bestien durchstöbern sie die Hütten, schlagen nieder, was sich ihnen in den Weg stellt, johlen bei jeder neuen Mordtat laut auf vor Vergnügen und stecken mit „Heissa!" die Häuser in Brand. Die bestaubten, sonnenverbrannten Gesichter glühen vor niedriger, tierischer Leidenschaft. Würste, Brote, Schinken, Butter, alles, was die Vorratskammern bergen, schleppen sie zusammen, um mitten im Dorf auf dem freien Platz ein Mahl zu halten, und dazu sollen ihnen die Brandfackeln leuchten. Hei, wie das schmeckt, während ringsum das morsche Holz, an dem die feurigen Zungen nagen, knackt! Wie es dann prasselnd zusammenstürzt! Heissa, wie die Funken auf den Dächern tanzen, wie die rauchenden Strohbündel durch die Luft fliegen, um verglimmend zusammenzufallen! Die bärtigen Gesichter glänzen vor Befriedigung. Frohlockend schauen sie auf ihrer Hände Werk und verschwören sich gröhlend, aus ganz Deutschland nur einen einzigen Schutthaufen zu machen und das ganze Volk, einerlei, ob Mann, Frau oder Kind, zu vernichten.

Während sie so sitzen und essen, schallt plötzlich angstvolles Kindergeschrei. Als sie aufblicken, sehen sie, wie einer der Ihren ein etwa vierjähriges, blondlockiges Mädchen trägt, das sich verzweifelt gegen die Umarmungen des rauhen Kriegers wehrt. Die blonden Locken ringeln sich um ein reizendes Kindergesicht, aus dem die großen, blauen Augen voll Angst herausschauen. Es ist nur in ein langes, weißes Nachtgewand gehüllt, wahrscheinlich hat es in sanftem Mittagschlaf gelegen, als die Verwüstung hereinbrach. Engelgleich steht es jetzt inmitten der Kosaken, aber schon hat einer den krummen Säbel aus der Scheide gezogen, und in der nächsten Sekunde kollert das blonde Lockenhaupt zwischen den Eßvorräten auf der Erde. Sie haben laut gelacht, als das unschuldige Kinderblut spritzte, und haben sich nicht gescheut, das süße, erblaßte Kinderantlitz auf die Lanze zu spießen und weiter zu essen. Einige ganz wenige hat das Grausen gepackt, sie haben sich abgewandt und sind leise davongegangen. Auf das Lockenhaupt strahlt die Sonne und webt einen goldigen Schein um das engelsgleiche Köpfchen.

Viertelstunde auf Viertelstunde vergehen, der reichlich genossene Wein und die schwüle Hitze der August-Mittagssonne machen die Leute müde. Sie werfen sich der Länge nach auf den Boden, um auszuruhen. Aber nicht lange. Einer nach dem andern erhebt sich, blickt forschend und unruhig umher, weckt den schlafenden Nachbar. Was ist das? Noch steht die Sonne hoch am Himmel, noch ist kein Wölkchen am Horizont zu sehen, und doch liegt es wie ein bleicher Schatten über der ganzen Gegend. Fahl und fahl, grauer und grauer wird das Sonnenlicht, und als der Blick der Soldaten auf das Kinderhaupt fällt, da sehen sie mit Entsetzen, daß ein grauer Schatten darüber gleitet, der die Haut blendend gelb erscheinen läßt.

„Seht, seht!" zittert es von den Lippen der Leute. Fahler und fahler wird das Licht, grauer und düsterer wird die Natur. Dabei strahlt die Sonne. In den Bäumen fliegen die Vögel angstvoll zwitschernd umher, ein Unheimliches liegt in der Welt. Keiner spricht mehr ein lautes Wort, keiner wagt, den anderen anzusehen. Nur einer, ein bärtiger Hüne, reißt mit abgewandtem Gesicht die Lanze aus dem Boden und schleudert mit gewaltigem Schwunge das Kinderhaupt herunter. Jetzt ist's unheimlich grau geworden. Jeder Laut in der Natur ist verstummt, und angstvoll harren die Kosaken des Kommenden. Ist's nicht, als sollte in der nächsten Sekunde Schwefel vom Himmel fallen? Ist das des Himmels Strafe? Da raunt es einer dem Nachbarn ins Ohr: „Weltuntergang!"

Erst geht das furchtbare Wort flüsternd von Mund zu Mund, aber in wenigen Minuten ist es angewachsen zu dem gräßlichen Schrei, der sich aus allen Kehlen loslöst, in wilder Furcht und grenzenloser Verzweiflung: „Weltuntergang!" Der Himmel hat die Freveltat gesehen, der Himmel schickt die Rache. Es gibt kein Entrinnen, das Ende nahe. Da heulen sie auf wie die Wahnsinnigen, bekreuzigen sich, schlagen an die Brust, werfen sich zur Erde und stammeln ihre Gebete. Aber die wilden Verzweiflungsschreie nützen nichts, denn immer unheimlicher wird die Beleuchtung, und gespenstisch tanzen die gelbgrauen Schatten auf der Erde umher.

Weltuntergang! Auf deutscher Erde straft sie der Himmel für ihre Freveltat. Der deutsche Gott nimmt Rache — da reißen sie sich empor, fort, nur fort von unrechtmäßigem Boden. Sie werfen sich auf die Pferde, die jagen zurück im tollsten Galopp, und während ihre Schenkel die rasenden Tiere umklammern, werfen sie die Hände hoch empor, Gott anrufend, um Gnade und Erbarmen flehend. So jagen sie davon, das Weltgericht im Rücken wähnend.

Die bleichen Sonnenschatten gleiten über die Erde, über das tote, ausgestorbene Dorf, huschen über Blut und Leichen.

* * *

Trompetensignale, Trommelwirbel! Die Deutschen! Sie kommen. Leider, leider zu spät, um das Grauenhafte zu verhindern. Im taktmäßigen Marschschritt, mit gesenkten Bajonetten stampfen sie die Dorfstraße entlang. Dann aber hebt wohl der eine oder andere den Kopf, stößt den Kameraden an und zeigt zum fahlen Sonnenhimmel empor. Laute, helle Rufe unterbrechen die Stille. Man hebt die Köpfe, man lauscht. Mitten durch die Reihen schreitet der Kommandeur mit seinen Offizieren, und mit erhobenem Arm gegen den fahlen Himmel weisend, ruft er hell:

„Achtung, Leute, beinahe hätten wir es vergessen — Sonnenfinsternis!"

— Ueberrumpft. — Zwei Bürger aus zwei verschiedenen Städten stritten sich und machten die Vorzüge derselben gegeneinander geltend. Schließlich meint der eine: „Trägt euer Bürgermeister auch eine goldene Kette?"

„Nein," meinte verächtlich der andere, „wir lassen ihn frei herumlaufen!"

— Im Gerichtssaal. Richter: Sie gestehen also ein, diesem Herrn das Portemonnaie aus der Tasche gezogen zu haben?

Angeklagter: Jawohl, aber ich möchte etwas als Milderungsgrund anführen.

Richter: Was denn?

Angeklagter: Es war nur ganz wenig drin.

— Darum auch. — Landwehrmann (zu seinem Kameraden): Ich verstehe gar nicht, daß du abends im Biwak immer so fidel bist!

Kamerad: Sehr einfach! Ich freu mich, daß ich meine Alte nicht mehr um den Hausschlüssel zu bitten brauche!